Für Pfarrer Peter Feenstra ist die Eucharistiefeier Höhepunkt des christkatholischen Gottesdienstes, denn «die Tradition gibt uns Verbundenheit mit der jahrhundertealten Glaubensquelle.»

Fotos: Thomas Mäder

Christkatholische Kirche der Schweiz

Im Zweifel für die Freiheit – in allem die Liebe

Vor knapp hundertfünfzig Jahren entstand die Christkatholische Kirche – eine Folge des Widerstands gegen die Beschlüsse des Ersten Vatikanischen Konzils. Nach ihrer Überzeugung ist allein Jesus Christus und nicht der Papst das Haupt der katholischen Kirche. In der Schweiz bekennen sich heute noch rund 13 000 Gläubige zu dieser Konfession.

von Thomas Mäder und Marius Leutenegger

Das Erste Vatikanische Konzil (1869/70) fällte Entscheidungen mit Zündstoff: Der Papst besitzt die oberste Gerichtsbarkeit über die ganze Kirche und ist bei Entscheidungen, die er «ex cathedra», also kraft seines päpstlichen Lehramts, in Glaubens- und Moralangelegenheiten trifft, mit Unfehlbarkeit ausgestattet, das heisst mit der Freiheit von Irrtum in seinen Lehren. Die Ausübung dieses ausserordentlichen Lehramts blieb aber bis heute eine Ausnahme; seit 1870 wurde nur ein Mariendogma über die Aufnahme Mariens in den Himmel 1950 von Papst Pius XII. verkündet. Im Normalfall übt das Kirchenoberhaupt sein Lehramt in Gemeinschaft mit dem Kollegium der Bischöfe aus (ordentliches Lehramt). Mit dieser neuen Machtfülle des Papstes waren nicht alle Katholiken einverstanden. Einer der Unzufriedenen war der katholische Pfarrer Johann Baptist Egli. Was seinen Überzeugungen widersprach, wollte er nicht verkünden – eben zum Beispiel, dass der Papst unfehlbar sei. Egli wurde exkommuniziert und entlassen. Doch die kleine Gemeinde Olsberg im unteren Fricktal bot ihm Zuflucht. Sie wählte ihn zum Pfarrer und machte ihn damit zu einem der ersten christkatholischen Geistlichen der Schweiz.

Freisinnige Wurzeln

Dass Egli ins Fricktal kam, war kein Zufall. Denn hier hatte schon zuvor der Verein freisinniger Katholiken Einfluss gewonnen; ihm gehörten Gläubige an, die nicht wollten, dass sich der Vatikan in schweizerische Angelegenheiten einmischt. Am 29. Dezember 1872, kurz nach der Wahl von Johann Baptist Egli zum Pfarrer von Olsberg, trat im zwei Kilometer entfernten Magden die Ortsbürger- und Kirchgemeindeversammlung zusammen. Einstimmig wurde beschlossen, das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit und der Allgewalt über die Kirche nicht anzuerkennen. Zweieinhalb Jahre später nahm die Kirchgemeindeversammlung die Verfassung der Christkatholischen Kirche an, die kurz zuvor an der ersten nationalen Synode beschlossen worden war. Damit war der Bruch mit Rom besiegelt und Magden fortan eine christkatholische Gemeinde.

Rasanter Wandel

Magden an einem Sonntagmorgen im Frühsommer 2014. In der Gemeinde mit knapp viertausend Einwohnern rufen die Kirchenglocken zum Gottesdienst in der christkatholischen Kirche, der Dorfkirche. Vor der «Pfarrschüre» ragt die imposante Dorflinde in den Himmel. In der Kirche bleiben heute viele Bänke leer. Rund dreissig Gläubige besuchen die Sonntagsgottesdienste regelmässig, voll ist die Kirche nur noch an Weihnachten, bei Hochzeiten und bei Abdankungen. Als sie sich 1875 ihre Verfassung gab, zählte die Christkatholische Kirche schweizweit rund 70 000 Mitglieder. Obwohl sie heute eine der drei Landeskirchen ist, gehören ihr mittlerweile gerade noch etwa 13 000 Gläubige an, schweizweit machen die Christkatholiken nur 0,2 Prozent der Bevölkerung aus. Die Gemeinde in Magden widerspiegelt den rasanten Bedeutungsverlust der Christkatholiken. Im nahen Basel schufen die Chemie- und Pharmaunternehmen massenweise Arbeitsplätze, und die Stadt rückte wegen besserer Verkehrsanschlüsse näher an Magden heran. Baden, Brugg, Aarau und Zürich rückten ebenfalls in Pendeldistanz. Das idyllisch gelegene Dorf wurde so zunehmend zum attraktiven Wohnort, stadtnah und doch ländlich. So explodierte die Bevölkerung von Magden in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts gera-

Zur Blütezeit der Christkatholischen Kirche waren hier die Ränge voller: Sonntagsgottesdienst in Magden.

Christkatholische Kirche der Schweiz

Mit landesweit rund 13 000 Mitgliedern hat die Christkatholische Kirche in verschiedenen Kantonen den offiziellen Status einer Landeskirche. Sie verdankt ihre Entstehung dem Protest gegen die Dogmen des Ersten Vatikanischen Konzils von 1869/70. Nationalrat Walther Munzinger organisierte am 18. September 1871 in Solothurn den ersten Schweizerischen Katholikenkongress, der die Keimzelle der Christkatholischen Kirche bildete. In der Folge des Kulturkampfes wurden in den Kantonen Solothurn, Aargau, Zürich, Basel, Bern und Genf von Rom unabhängige christkatholische Gemeinden gegründet.
Da der Kanton Bern den liberalen Katholizismus stärken wollte, errichtete er an der Universität Bern am 10. Dezember 1874 eine katholisch-theologische Fakultät, an der aber faktisch nur christkatholische Geistliche ausgebildet wurden. Seit 2001 ist diese Fakultät als Departement für Christkatholische Theologie in die christkatholisch- und evangelisch-theologische Fakultät eingegliedert, die 2008 ihren Namen auf «Theologische Fakultät» vereinfachte. Unter Bischof Hans Gerny wurde 1999 die Frauenordination eingeführt, im Jahr 2000 Denise Wyss zur ersten christkatholischen Priesterin geweiht.
Die obersten Organe sind der Bischof mit Sitz in Bern, die Bischofskirche ist seit 1875 St. Peter und Paul in Bern, und die jährlich zusammentretende Nationalsynode, die aus Geistlichen und Laiendelegierten besteht.
Zwischen 1970 und 1990 verkleinerte sich die Mitgliederzahl von 20 268 auf nur noch 11 748 Mitglieder. Zwischen 1990 und 2000 wuchs die Mitgliederzahl um über dreizehn Prozent wieder auf 13 312 an. Das Wachstum erfolgte dabei hauptsächlich durch Übertritte aus anderen Kirchen.

Dieser Artikel ist in der Zeitschrift «Sonntag», Heft 28/2014, erschienen. © CAT Medien AG 2014, alle Rechte vorbehalten.

Foto: Thomas Mäder

Kirchgemeinde- und Synodalratspräsidentin Manuela Petraglio:

«Wir dürfen mitreden und mitgestalten.»

dezu. Die Zuzüger waren in der Regel keine Christkatholiken. Diese wurden dadurch schleichend zur Minderheit. Magden zählt heute noch knapp vierhundert Christkatholiken, über doppelt so viele Einwohner sind römisch-katholisch, dreimal so viele reformiert.

Tradition und Demokratie

An diesem Sonntagmorgen wird in der christkatholischen Kirche von Magden der Geburtstag von Johannes dem Täufer gefeiert; in zwei Tagen, am 24. Juni, ist Johannistag. Der Gottesdienst ist kaum zu unterscheiden von einem römisch-katholischen: Kyrie, Credo, Eucharistiefeier, Vaterunser, Kommunion und Segen. Die Liturgie ist eine der grossen Gemeinsamkeiten der beiden katholischen Konfessionen. Traditionen sind den Christkatholiken wichtig. «Sie geben uns eine Verbundenheit mit der Glaubensquelle, die schon lange in der Welt sprudelt», sagt der Pfarrer von Magden, Peter Feenstra, nach der Messe beim «Chilekafi» in der gemeindeeigenen Scheune. Peter Feenstra wurde einst in seiner niederländischen Heimat reformiert getauft. Als er dreizehn Jahre alt war, traten seine Eltern zu den Altkatholiken über – so nennen sich die Christkatholiken ausserhalb der Schweiz. Feenstra wurde in Utrecht Mitglied der Ministrantengruppe, in der er sich sogleich besser aufgehoben fühlte als zuvor in der reformierten Jugendkapelle. Seit Beginn dieses Jahres ist er Pfarrer der Christkatholischen Kirchgemeinde Magden-Olsberg. «Die Leute hier sind sehr offen, auch ziemlich direkt, aber auf eine liebevolle Art und Weise», schildert er seine Eindrücke.

Manuela Petraglio schmunzelt über die Aussage des neuen Dorfpfarrers. Die Präsidentin der Kirchgemeinde ist in einer christkatholischen Familie aufgewachsen und war eines der ersten Mädchen, das in Magden ministrierte. Bereits ihr Vater war Kirchgemeindepräsident, die Grosseltern amteten fünfzig Jahre lang als Sigristen. Manuela Petraglio ist ausserdem seit drei Jahren Präsidentin des Synodalrats der Christkatholischen Kirche der Schweiz. Diesem nationalen Exekutivgremium gehören sechs Laien und vier Geistliche an. Präsidentin oder Präsident ist stets ein Laie. Obwohl das Bischofsamt eine entscheidende Stellung hat, sind die Strukturen der Christkatholischen Kirche demokratisch – vergleichbar mit jenen der Reformierten. Die Christkatholiken bezeichnen ihr System als bischöflich-synodal. Manuela Petraglio schätzt dieses sehr: «Wir dürfen mitreden und mitgestalten. Es wird nicht von oben vorgegeben, was wir zu tun haben.»

Freie Entscheidungen

«Im Notwendigen Einheit, in Zweifelsfällen Freiheit, in allem die Liebe», heisst es zu Beginn der Verfassung der Christkatholischen Kirche der Schweiz. Diese liberale Haltung zeigt sich nicht nur in den Strukturen. Frei entscheiden können die Gläubigen auch in ethischen Fragen. «Jeder nach seinem Gewissen», wie Peter Feenstra sagt. Empfängnisverhütung oder Abtreibung sind nicht verboten, Homosexualität wird akzeptiert, und auch Frauen können die Priesterweihe empfangen – allerdings erst seit Beginn dieses Jahrtausends und nach langen, hitzigen Diskussionen an der Nationalsynode. Auch die Zölibatspflicht für Priester kennen die Christkatholiken nicht. Peter Feenstra ist verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder. «Die Pfarrer sind so näher bei den Leuten», ist Kirchgemeindepräsidentin Petraglio überzeugt. «Es ist einfach glaubwürdiger, wenn ein Pfarrer bei einer Hochzeit von Treue, von Partnerschaft und Liebe spricht und dabei von eigenen Erfahrungen ausgehen kann.» Peter Feenstra selbst nennt aber auch einen praktischen Grund für die Priesterehe: Weil die Hürde des Zölibats fehlt, hat die Christkatholische Kirche weniger Probleme, genügend Geistliche zu finden.

Mit katholischer Tradition und demokratischer Struktur bewegt sich die Christkatholische Kirche zwischen den beiden anderen Landeskirchen. «In der ökumenischen Zusammenarbeit kann sie deshalb oft eine Brückenfunktion einnehmen», sagt der Bischof der Christkatholischen Kirche, Harald Rein. Er erwähnt ein ökumenisches Treffen am Ostermontag im Tessin. Dort unterzeichneten die Mitgliedskirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen der Schweiz eine Taufvereinbarung: Die Kirchen wollen fortan gegenseitig ihre Taufen anerkennen. «Am Zustandekommen dieses Abkommens war die Christkatholische Kirche massgeblich beteiligt», sagt Rein. Die Ökumene nimmt überhaupt einen grossen Raum ein – die Christkatholiken seien bei der ökumenischen Arbeit überproportional engagiert, sagt der Bischof.

Erstes Treffen mit dem Papst

Die Christkatholische Kirche hat aber nicht die blosse Zusammenarbeit mit den anderen Konfessionen im Sinn. Eigentlich strebt sie danach, dass die beiden katholischen Konfessionen irgendwann wieder zu einer Kirche zusammenwachsen. «Die zwei grössten Hindernisse stehen diesem Ansinnen allerdings im Weg», sagt Harald Rein: «Die Frauenordination – und der Papst.» Der amtierende Papst Franziskus sendet immerhin Signale der Öffnung. Er wird Bischof Harald Rein im Herbst zu einem Gespräch empfangen. Ein solches Treffen hat es seit der Abspaltung der Christkatholischen Kirche noch nie gegeben. Bis zu einer Wiedervereinigung ist es dennoch ein weiter Weg. «Es braucht noch viel Heiligen Geist und Glauben, um sie zu erreichen», sagt Rein.

In Magden hat sich die «Pfarrschüre» mittlerweile geleert. Vor dem Gebäude öffnet sich der Blick hinunter auf Magden, auf die vielen Häuser am gegenüberliegenden Hang, auf dem noch Mitte des letzten Jahrhunderts grüne Wiese war – und noch keine römisch-katholische Kirche stand. Werden sich die zwei Kirchen, die auch hier in Magden viel zusammenarbeiten, einst tatsächlich vereinen? «Ich glaube nicht, dass ich das noch erleben werde», sagt Manuela Petraglio. Peter Feenstra zuckt mit den Schultern und meint: «Es gibt immer Überraschungen.» ■

«Wir müssen zeigen, dass es uns gibt»

Mitte Juni diskutierte die Nationalsynode der Christkatholiken über die Zukunft ihrer Kirche. Bischof Harald Rein blickt nach der Synode optimistisch nach vorn.

Harald Rein, was ist die grösste Herausforderung für die Zukunft der christkatholischen Kirche?
Der Umgang mit unserer Diaspora im eigenen Land. Aufgrund der zunehmenden Mobilität sind unsere Mitglieder immer stärker über die ganze Schweiz verstreut. Viele wohnen mittlerweile an Orten ohne eigene christkatholische Gemeinde. Es stellt sich somit die Frage, wie wir diese Mitglieder in Zukunft erreichen. Gleichzeitig wachsen hauptsächlich noch die christkatholischen Gemeinden in den grossen Städten, während die kleineren Gemeinden in unseren Stammlanden in den Kantonen Aargau und Solothurn über einen stetigen Mitgliederschwund klagen.

Welche Strategie verfolgen Sie diesbezüglich?
Es gibt zwei Wege. Einerseits möchten wir noch besser mit den vorhandenen Pfarrern arbeiten und mit ihnen Mittel und Wege finden, um die verstreuten Mitglieder besser zu erreichen. Andererseits streben wir ein Mitgliederwachstum an.

Die meisten Neumitglieder sind ehemalige Mitglieder der römisch-katholischen Kirche. Werden Sie also gezielt bei römisch-katholischen Gläubigen missionieren?
Nein. An der Synode gab es zwar Teilnehmer, die ein aktives Missionieren bei römisch-katholischen Gläubigen forderten. Sie waren allerdings in der Minderheit. Die Mehrheit findet, dass wir wie bisher Konfessionslosen eine Heimat bieten sollen – also vor allem ehemaligen Römisch-Katholiken, die schon seit längerer Zeit keiner Kirche mehr angehören.

Wie erreicht man diese Personen?
Wichtig ist sicher eine verstärkte Öffentlichkeitsarbeit. Ausser in unseren Hochburgen ist die christkatholische Kirche in der Schweiz kaum bekannt. Wir müssen also zuerst zeigen, dass es uns gibt. Dazu dienen auch die regionalen Kirchentage, an denen wir uns präsentieren werden.

Sie wollen bis in zehn Jahren 20 000 Mitglieder haben – also vierzig Prozent mehr als heute. Wie realistisch ist das?
Ich halte dies für eine sehr realistische Einschätzung. Ich habe mich sogar bewusst auf die Zahl 20 000 beschränkt. Die christkatholische Kirche soll nicht zu schnell wachsen.

Warum?
Die Kleinheit der christkatholischen Gemeinschaft ist Teil ihrer Identität, und wir müssen auch wirtschaftlich denken.

Foto: zVg

Bischof Rein ist überzeugt: «Die Kleinheit der Christkatholischen Kirche ist auch Teil ihrer Identität.»

Dass unsere Kirche derzeit überhaupt funktioniert, grenzt an ein ökonomisches Wunder. Als Landeskirche erhalten wir zwar Kirchensteuern, aber diese reichen bei Weitem nicht aus, um die Ausgaben in vierzig Kirchgemeinden mit rund zweihundert Kirchen, Pfarrhäusern und so weiter zu decken. Wir sind zu einem grossen Teil auf Spenden unserer Mitglieder angewiesen.

von Thomas Mäder und Marius Leutenegger